

Die „unausgewogene“ Kraft des Christentums

von ANDREA MONDA

Mit diesem Gespräch mit Julián Carrón, dem Präsidenten der Fraternität von Comunione e Liberazione, möchten wir die Überlegungen über die Krise der gegenwärtigen Gesellschaft und über die Rolle der Kirche auf ganz Europa erweitern. Ein weiterer Beitrag zum Thema, das wir seit einigen Wochen in unserer Zeitung behandeln.

Giuseppe De Rita, der sich auf diesen Seiten über die aktuelle Krise der italienischen und europäischen Gesellschaft geäußert hat, verwies auf die Vergangenheit, auf die Zeit, als im Mittelalter die gute Regierungsführung einer Gemeinschaft auf zwei Autoritäten ruhte: der zivilen, die für die Sicherheit bürgte, und der spirituellen, die den Bürgern den Sinn ihrer Existenz bot. Beide Autoritäten können nicht auf eine einzige Person konzentriert werden. Aber in Europa gibt es oft die Tendenz, die Macht zu konzentrieren. Welche Rolle kann die Kirche in diesem Kontext spielen und welche ist daher ihre Verantwortung?

In Wirklichkeit sind diese beiden Aspekte eng miteinander verbunden. Im Herzen so vieler Menschen merkt man die Spuren einer großen Angst, einer tiefen Unsicherheit. Aber worum handelt es sich? Wie kann man damit umgehen? Wenn die Menschen keine radikale Antwort auf ihre Angst finden, gewinnt diese die Oberhand und bringt unausgeglichene Reaktionen hervor. Es ist jedoch ganz klar, dass die Politik nicht in der Lage ist und nicht in der Lage sein kann, auf die ganze Sehnsucht nach Sicherheit, auf all die Verwirrung zu antworten, die der Mensch in sich trägt. Welche ist also die eigentliche Frage? Die Gesellschaft – mit all ihren Einrichtungen, den Parteien, den Gewerkschaften, den Schulen jeder Art und jeder Stufe und mit den tatkräftigen Gruppen, den Gemeinschaften und der Kirche – steht vor einer Herausforderung: Wer kann auf dieses Bedürfnis nach Sicherheit antworten, das mit der Angst einhergeht? Die Antwort kann nicht in der Errichtung von Mauern jeglicher Art liegen: Wenn sich die feindseligsten Haltungen im Zeichen des *homo homini lupus* einschleichen, wenn eine jede Person oder Sache zu einem potenziellen Feind wird, kann die Antwort niemals auf die „Polizisten“ oder die „Mauern“ verkürzt werden.

Heute scheint die Angst das am weitesten verbreitete Gefühl zu sein, obwohl paradoxerweise die Gesellschaft noch nie so sicher war. Wie erklären Sie das?

Genau, denn die Frage der Angst ist völlig in der Frage nach dem Sinn verwurzelt. Die Antwort auf die Unsicherheit kann nicht nur auf der Ebene der Gesellschaft sein, sie muss eine Antwort auf die Sinnfrage sein, denn der Mensch ist nie auf seine materiellen Aspekte reduzierbar. Woher kommt letztlich die Angst? Von der Verwirrung, die in den Tiefen des Menschen wohnt. Die materielle Sicherheit ist keine ausreichende Antwort auf den Verlust des Ich. Das zeigt genau die Tatsache, die Sie erwähnt haben: Die westlichen Gesellschaften waren noch nie so sicher, gesund und in Frieden wie heute, und doch ist das Gefühl von Unsicherheit und Angst gestiegen. Die Angst des Menschen kann nur durch eine Präsenz überwunden werden. Wir sehen dies in der Grunderfahrung eines Kindes. Die einzige Antwort auf seine Angst ist die Gegenwart seiner Mutter, die er in der Tat mit all seiner Kraft beansprucht: Er sucht nach nichts anderem, weil nichts anderes in der Lage wäre zu antworten. Das Problem liegt also tiefer. Vor einigen Tagen habe ich in Paris bei einer Buchvorstellung den Schriftsteller Houellebecq zitiert, der fast als Symbol des Nihilismus gilt. Doch in den Tiefen dieses scheinbaren Nihilismus erscheint das beeindruckende und unbändige Bedürfnis nach einem Sinn. In einem offenen Brief an Bernard-Henry Lévy schreibt er: „Ich finde es schmerzhaft zuzugeben, dass ich immer öfter den Wunsch verspüre, geliebt zu werden. Nach kurzem Überlegen überzeugte ich mich natürlich jedes Mal von der Absurdität eines solchen

Traums: Das Leben ist begrenzt und die Vergebung unmöglich. Aber diese Überlegungen konnten nichts dagegen tun: Der Wunsch blieb bestehen. Und ich muss gestehen, dass er immer noch besteht.“ Der Wunsch ist tiefgreifender als das Nachdenken darüber. Das Nachdenken über die Absurdität, geliebt werden zu wollen, eine Antwort auf den eigenen Durst zu suchen, muss jenem anhaltenden Wunsch Platz machen. Das Problem der Sehnsucht ist es, womit wir konfrontiert werden, an dem wir uns messen – die Sehnsucht danach, geliebt zu werden, erfüllt zu sein. Wenn sie keine Antwort findet, zeigt sie sich in Angst, Wut, Gewalt und der Errichtung von Mauern; aber an der Wurzel liegt etwas, das sich uns entzieht: Das ist die Natur des Menschen, und sie bleibt auch in dieser Situation des Nihilismus, der Orientierungslosigkeit und der Verwirrung unverkürzbar. Auf dieser Ebene bewegt sich die Frage.

Kann die Kirche auf dieser Ebene eingreifen?

Ich glaube, dass die Kirche, die Christen, in dieser Hinsicht eine einzigartige Aufgabe haben. Die Frage ist nämlich: Wer rettet die Sehnsucht? Mit welcher Art von Blick muss man angeschaut werden, damit sie nicht verkürzt wird? In der klassischen Antike wurde das Übermaß an Sehnsucht mit Schrecken wahrgenommen, als eine gefährliche *Hybris*. Es war daher notwendig, „Grenzpfosten“ zu setzen, diese Unmäßigkeit zu verkürzen und sie wieder in die Schienen eines Maßes einzufügen. Dann kam das Christentum. Das Evangelium dokumentiert die Gegenwart von Einem, der vor der ganzen Sehnsucht des Menschen steht. Jesus spricht genau diesen Wunsch an, er ist in der Lage, dem Wunsch in die Augen zu schauen, er offenbart ihn in seiner ganzen Tragweite. So fragt er: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüßt?“ (Mt 16,26). Oft deuten wir diese Frage auf moralistische Weise und nicht als den höchsten Ausdruck der Natur des Menschen, seiner Sehnsucht, des Durstes, den Jesus vor der samaritanischen Frau anspricht, des Hungers und des Durstes der Seligpreisungen. Jesus hätte viele andere Dinge an dieser „regelwidrigen“ Frau mit ihren fünf Ehemännern hervorheben können, aber er schaut direkt auf ihren Durst: Er weiß, dass diese Frau nur dann, wenn man ihr etwas vorschlägt, das ihren Durst nach Glück stillt, nicht anderswo suchen wird, und zwar in Dingen, die ihr die Erfüllung des Lebens nicht geben können. Dies ist nicht nur eine persönliche Frage, sondern eine gesellschaftliche. Houellebecq betont genau diese öffentliche, gesellschaftliche, kulturelle und politische Bedeutung des Problems. Denn wenn der Mensch keine angemessene Antwort auf die Natur seines Wunsches findet, spürt er am Ende immer ein Unbehagen, sucht nach unzureichenden Lösungen und wird Opfer von Angst oder Gewalt. Das Christentum kann sich mit diesem Wunsch auseinandersetzen, wie Augustinus uns erinnert: „Du hast uns zu dir hin erschaffen, o Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir“, bis es also auf eine Gegenwart trifft, die der Tiefe der Sehnsucht entspricht. Wann immer das Christentum in die Krise gerät, taucht dieser heidnische Geist wieder auf und will das Verlangen zügeln, verkürzen, „in sichere Grenzen zurückbringen“, wie Todorov auf seine Weise sagt, weil es wieder gefährlich wird. Bergman lässt am Ende des Films *Fanny und Alexander* einen seiner Charaktere sagen: „Wir sind nicht vorbereitet, nicht ausgestattet für bestimmte Untersuchungen. Am besten sollte man die weiten Horizonte in die Hölle schicken. Wir werden klein leben, in der kleinen Welt. Und damit werden wir uns zufriedengeben“ und uns in unseren Grenzen halten. Das ist die weltliche „Weisheit“, die jedoch den unstillbaren Durst nach Sinn nicht beseitigen kann, der im Herzen des Menschen brennt.

Der Papst definierte in seiner Ansprache am 9. Mai an die Diözese Rom die Seligpreisungen als „den Nobelpreis für das Ungleichgewicht“. Er lud die Christen dazu ein, „das Ungleichgewicht zu erhalten“, sich um die Aufrechterhaltung des Ungleichgewichts zu kümmern, denn sonst werden wir Grenzpfosten für die zwar schöne griechische Harmonie errichten, die aber das Menschsein schwächt. Ist das nicht das Risiko für Europa, das sich bisher vielleicht darauf konzentriert hat, bürokratische Grenzpfosten aufzustellen, um die Sicherheit zu verwalten, ohne jedoch auf den ständig überbordenden Durst zu antworten, der doch das Menschsein ausmacht?

Das ist der springende Punkt. Alle Versuche, auch die guten, sind letztlich erfolglos, wenn auf diesen Durst keine Antwort gegeben wird. Europa hat große Anstrengungen unternommen, um auf so viele Bedürfnisse einzugehen. Kein Land allein hätte den Entwicklungsstand erreichen können, den wir erreicht haben. Aber gleichzeitig nehmen Unzufriedenheit und Unbehagen zu. Wie kommt es dazu? Das Problem ergibt sich daraus, dass man die Natur der „Krankheit“ nicht verstanden hat. Ich war immer wieder über Leopardis Genie erstaunt. Er begriff, „dass alles, verglichen mit der Denkkraft der eigenen Seele, klein und unbedeutend ist“. Für viele ist dies etwas Negatives, wie ein Unglück, während es die Andersartigkeit und Größe des Menschen ausmacht. Wenn wir das Bewusstsein für diese Andersartigkeit, für die Unendlichkeit unseres Wunsches verlieren, verstehen wir nichts von dem, was geschieht. Wenn Europa dies nicht erkennt, wird es unweigerlich vorletzte Antworten geben und dabei den Anspruch erheben, sie seien befriedigend. Damit wir uns recht verstehen: auf der einen Seite darf Europa als politische und wirtschaftliche Realität nicht auf diese grundlegende Sehnsucht antworten, denn das ist nicht sein Ziel; aber auf der anderen Seite muss es die Natur des Problems erkennen und Raum für die Antwort lassen. Europa existiert, weil es einen Raum der Freiheit schafft und garantiert, in dem unterschiedliche Antworten auf die Sinnfrage zu finden sind. Denn – dies scheint mir eine endgültige Errungenschaft nach dem Zweiten Vatikanum zu sein – der Zugang zur Wahrheit erfolgt nur durch die Freiheit. Nur wenn Europa dieser Raum der Freiheit bleibt und immer mehr wird, werden wir in der Lage sein, den Reichtum zu teilen, den der eine oder andere Mensch im Leben gefunden hat, und ihn als Antwort auf die Bedürfnisse und Herausforderungen anzubieten, die uns bevorstehen. Es ist ein Raum, in dem vor allem die Möglichkeit bewahrt werden soll, das „Mehr“ zu erkennen, das den Menschen ausmacht. Das macht unser Menschsein aus, so unterschiedlich und einzigartig wir in unserer Komplexität sein mögen. Das ist der große Beitrag, den das Christentum und die Dimension des Glaubens leisten können.

Dennoch scheint es, dass wir aus Unbehagen und Unzufriedenheit oft zu Ressentiments und den daraus resultierenden emotionalen Reaktionen übergehen: So könnte das neue Streben nach Souveränität verstanden werden. Wenn Europa mir nicht entspricht, verschließe ich mich in meinem kleinen individuellen oder nationalen Raum, in dem ich souverän bin. Mehr als eine Antwort scheint dies eine fast automatische Reaktion zu sein.

Es ist eine Reaktion, die auf einen Mangel hinweist. Wer glücklich ist, spürt nämlich keine Ressentiments, „reagiert“ nicht. Die Reaktion orientiert sich an einem Bedürfnis, das noch nicht beantwortet wurde und oft nicht einmal vollständig zum Bewusstsein gelangt ist. Das ist meiner Meinung nach die große Chance des Christentums. Der Nihilismus, den wir in so vielen Phänomenen des sozialen, kulturellen und literarischen Lebens sehen, offenbart die Existenz einer offenen, beunruhigenden Frage bezüglich des eigenen Lebens, die beweist, dass das Menschsein unverkürzbar ist. Wer kann darauf antworten? Die Kirche ist dazu aufgerufen, findet hier ihre Aufgabe. Aufgrund dessen, was wir aus Gnade empfangen haben und jetzt empfangen, haben wir Christen in diesem Zusammenhang eine entscheidende Aufgabe. Der Blick auf den Menschen muss unverkürzt sein. Der Mensch muss in all seiner „menschlichen Dichte“ umarmt werden. Es ist die Art und Weise, wie Jesus auf Zachäus blickt, der scheinbar weniger bedürftig war als die anderen, weil er sehr reich war. Er verspürt in ihm sein wahres Bedürfnis: mit einem Blick angeschaut zu werden, der ihn nicht auf materielle und soziale Faktoren verkürzt. Zachäus fühlt sich in einer Weise betrachtet, die sein Ich in Bewegung setzt. So empfängt er Jesus voller Freude. Die Antwort auf dieses Bedürfnis, das in ihm manchmal verborgen oder nicht zur Genüge bewusst war, kam von jemandem, der das Menschsein in ihm nicht verkürzt hatte. Jesus versteht es, dieses Bedürfnis wahrzunehmen, in den Armen, die er auf der Straße trifft, den Kranken und Verwundeten seiner Zeit (Zachäus ist ein verwundeter Mensch), genauso wie der Papst es uns in den Beziehungen zu den einzelnen Personen zeigt, die er vor sich hat, in der Beziehung zu den anderen, indem er in der Gegenwart die Gleichzeitigkeit des Blicks Jesu bezeugt.

Auch das Phänomen der Globalisierung scheint seine Versprechen ein wenig verraten zu haben. Sie hat die Vermittlung geschwächt und ein gegenteiliges und übermäßiges Identitätsgefühl wieder entstehen lassen. Die Krise der Vermittlung und der vermittelnden Einrichtungen der Zivilgesellschaft hat Einsamkeit erzeugt und ist zu einer Krise der Zugehörigkeit geworden, zugunsten eines starken, aber bloß individualistischen Identitätsgefühls. Auch hier kann der Christ einen entsprechenden Beitrag leisten.

Einen entscheidenden Beitrag, denn das Christentum antwortet gerade auf die Einsamkeit, auf die Einsamkeit des Herzens, die durch das unerfüllte und unausrottbare Bedürfnis nach Sinn entsteht, auf das nur eine außergewöhnliche Gegenwart, die Gegenwart Christi im Fleisch einer menschlichen Begegnung, antworten kann. Denken wir an die Menschen, die mit einer Krankheit, mit dem Tod konfrontiert sind. Nun, das Christentum ist nicht nur ein Diskurs, sondern das menschengewordene Wort. Das Wort ist Fleisch geworden, damit jeder Mensch Seine Gegenwart in seinem Leben und an den Orten erfahren kann, an denen die radikale Einsamkeit am deutlichsten hervortritt und explodiert, und wo man oft versucht, ihr auszuweichen. Das Wort ist Fleisch geworden: eine Gegenwart, um mit jedem von uns das ganze Leben zu teilen, ohne Abstriche, von den elementaren, konkreten Aspekten bis hin zur radikalsten Einsamkeit. Die Kirche ist per Definition eine Gemeinschaft, ein vermittelnder Ort, der den Einzelnen mit dem letzten Sinn, mit dem Geheimnis in Verbindung setzt: Sie ist die Fortsetzung des großen Vermittlers, Christus. Christus setzt das Unendliche in Beziehung zum konkreten geschichtlichen Menschen. Der „private“ Christ existiert nicht. Ein Christ erzeugt von Natur aus immer wieder Gemeinschaften, Orte, an denen man sich gemeinsam mit der vollkommenen, der wahren Einsamkeit auseinandersetzen kann.

Papst Franziskus hat das Thema bzw. die Methode der Synodalität vorgeschlagen; ist dies das Zeichen dieser sozialen Fruchtbarkeit, die dem Christentum zu eigen ist?

Das scheint mir ein grundlegender Punkt zu sein, denn der Lebensweg wird gemeinsam gegangen. Die Frage ist, wie jeder von uns zusammen mit den anderen den Reichtum der gemachten Erfahrungen teilt. Dieser gemeinsame Weg, um den richtigen Weg zu finden, und zwar in einem Miteinander-Teilen, das ständig die Initiative ergreift und Fehler korrigiert und bei dem jeder zu einem echten Protagonisten wird, kann weitergehen, wenn wir bereit sind, immer neu anzufangen, uns zu verändern, neu zu beginnen. Die Herausforderung der Wirklichkeit ist immer „auf der Lauer“ und ist Teil des menschlichen Weges, unterstützt durch die Beiträge derer, die als Letzte dazu gekommen sind, indem sie dir das zurückgeben, was du als selbstverständlich angenommen hast, und durch die Hilfe, die die undenkbaren Menschen dir anbieten. Man muss ständig darauf achten, sich von allem bereichern zu lassen, was das Geheimnis wirkt, um auf die Bedürfnisse zu antworten. Die Frage ist, ob wir bereit sind, jeden Krümel Wahrheit, Initiative, Anregung zu erkennen, der im Leben der Kirche erscheint. Es hat mich in *Christus vivit* sehr beeindruckt, dass man dort den Wunsch betont, jegliche Initiative anzunehmen und zu fördern. Wenn dies in der Kirche geschieht, werden alle Gaben aufgenommen, die Gott in seiner absoluten Freiheit verteilt. Dann trägt alles zum Wohl der Kirche bei, die, wie der Papst sagt, einem Polyeder gleicht. Die Gestalt des Polyeders erinnert uns daran, dass das Leben nicht starr harmonisch ist, es lässt sich nicht auf rein logische Schemata reduzieren. Wie Benedikt XVI. in *Spe Salvi* schreibt, „ein addierbarer Fortschritt ist nur im materiellen Bereich möglich“. Aber wo die Freiheit im Spiel ist, „bedingt sie, dass in den grundlegenden Entscheidungen jeder Mensch, jede Generation ein neuer Anfang ist“. Deshalb ist es schwierig, Voraussagen und Planungen zu erstellen. Mit Recht meinte Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Was unsere Vorfahren als eine gute Sache empfunden hatten, sich nach dem Drama des Zweiten Weltkriegs zusammen zu tun – angefangen mit einer konkreten Geste wie dem Abkommen über Kohle und Stahl – scheint uns jetzt, da alles weiterentwickelt wurde, nichts zu sein. Für sie war es hingegen der sehr konkrete Beginn eines Weges, der sich entfaltet hat. Alles kann korrigiert werden, aber es geht

darum, die seit vielen Jahren erzielten Erfolge und Fortschritte nicht zu gefährden. Es geht darum, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen, wie bei jedem Werk. Der Mensch ist ebenso perfektionierbar wie jedes seiner Bauwerke.

Die Stimme des Papstes wird viel gehört, aber sie ist auch eine isolierte Stimme in einer Welt, die sich in verschiedene, wenn nicht sogar gegensätzliche Richtungen zu bewegen scheint. Ist es an der Zeit, dass die Christen eine jener „kreativen Minderheiten“ werden, von denen Benedikt XVI. sprach?

Der Papst ist für seine Originalität und Autorität von vielen Seiten anerkannt. Gerade wenn er isoliert erscheint, ist seine Andersartigkeit leichter zu erkennen. Dies ist ein Zeichen dafür, wie sehr der Beitrag der Christen, die zu bestimmten Zeiten zahlenmäßig weniger gewichtig sein können, deshalb nicht weniger bedeutsam ist. Manchmal haben wir unsere Wirksamkeit nur mit Zahlen bemessen. Viele Menschen befürchten immer noch, dass unsere Präsenz bedeutungslos wird, wenn wir nicht bestimmte Positionen innehaben oder zahlenmäßig schwach sind. Aber die Bedeutsamkeit, die historische Auswirkung einer Präsenz hängt nicht von Zahlen ab, sondern von ihrer Andersartigkeit. Der Papst bezeugt dies: In seiner scheinbaren Hilflosigkeit hat er eine unendlich größere Wirksamkeit als jede andere Macht. Ein Kunstwerk hängt nicht von seiner Größe ab, sondern von seiner Schönheit, von der Andersartigkeit, die es in sich trägt und vermittelt. Das hat Christus gebracht, eine Andersartigkeit, die für uns wie ein Paradoxon klingt: dass Gott beschließt, dem verlorenen Menschen entgegenzugehen, und dass er dafür auf seine Göttlichkeit verzichtet. Das erscheint uns absurd. Es ist das Gegenteil dessen, was wir tun würden. Gott „bewegt“ uns ständig. Aber wir können wohl sagen, dass Christus, der auf seine Göttlichkeit verzichtet hat, doch ein bisschen zur Veränderung der Welt beigetragen hat! Das ist die „unausgewogene“ Kraft des Christentums, der Gegenwart der Christen: Wo immer es authentisch gelebt wird, bringt es ein neues Leben hervor, selbst in seiner scheinbaren Armut, seiner scheinbaren Bedeutungslosigkeit. Die Kirche ist diese Schönheit, die der Welt innewohnt, die alles immer neu macht. Das ist der große Beitrag – gerade jetzt, da die Zahlen so sind, wie sie sind –, den die Christen zu geben berufen sind. Es ist ein Neuanfang für uns. Aber für die Kirche ist es eine „alte Geschichte“, wie der *Brief an Diognet* bezeugt. Dieser Brief bekundet das wahre Zeugnis, das die Christen in ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit in den ersten Jahrhunderten abgelegt haben. Zu einem solchen Zeugnis sind wir auch heute aufgerufen.